

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 3. — Sonntag, den 12. Januar 1930.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Im Wintersportgebiet von Johanngeorgenstadt.

Der Name Johanngeorgenstadt als Wintersportplatz ist seit der Errichtung der weit und breit bekannten Hans-Heinz-Schanze, der größten ihrer Art in Deutschland, in immer größere Kreise gedrungen. Es war ein Ereignis als am 6. Januar 1929 Überhundert von Sportlern zu der kleinen Gebirgsstadt dicht an der tschechoslowakischen Grenze strömten, um dem Weiheakt beizuwohnen. Mit ihm war zugleich das 20jährige

Bestehen des Wintersportvereins selbst verbunden. Bürgermeister Dr. Pöbbig feierte in einer zündenden Ansprache damals den Schanzenbau als eine nationale Tat und wies auf die Bedeutung der Schanze für den sächsischen Skisport hin. Auch am 5. Januar dieses Jahres wieder stand das Erzgebirgsstädtchen Johanngeorgenstadt vor einem großen wintersportlichen Ereignis. Trotz der sonst herrschenden ungünstigen Schneelage der deutschen Mittelgebirge waren die Schneeverhältnisse dort oben auf dem

Kamm des Erzgebirges gut, sodaß sämtliche vorgesehenen Wintersportveranstaltungen ohne Reibung und nennenswerten Unfall durchgeführt werden konnten. Freilich hatte man mit gewissem Bangen der Gestaltung der Dinge seit den Weihnachtsfeiertagen entgegengesehen und hatte vorsorglich große Schneemassen nach der Sprungschanze gebracht, um auch bei ungünstigem Sportwetter die Durchführung des Sprunglaufes wenigstens zum Teil sicherzustellen, wogegen jedoch Tauwetter oder pappender Schnee trotzdem ihre Vernichtungsarbeit verrichteten. Noch am Sonnabend vor dem Springen wurden 12 Grad Wärme gemessen. Aber abends bereits nahm die Temperatur erheblich ab und wies am Sonntag 4 Grad Kälte auf. Damit war man der Sorge um die Durchführung des Eröffnungsspringens behoben und bei herrlichen Sonnenschein konnte um 1 Uhr mittags der erste der 25 Springer über die Schanze gehen. Ganz hervorragend schnitt der in Deutschland ansässige Norweger Ruud ab, der im Wettbewerb auf 60 und 63 Meter kam, außer Konkurrenz zunächst 66 Meter und später mit 70 Meter einen neuen deutschen Rekord erreichte. Der bekannte sächsische Springer Walter Glasl aus Klingenthal hatte

Beim ersten Sprung von 58 Meter kam er zu Fall, beim zweiten Sprung landete er an der 50-Meter-Marke. Er kam dadurch hinter seinem Vereinskameraden Trommer, der 39 und 41 Meter stand, nur auf den dritten Platz. Ganz ausgezeichnet hielt sich auch der bekannte Johanngeorgenstädter Springer Czermak, der außer Wettbewerb auf 56 Meter kam. Besondere Anerkennung verdient auch die Leistung des Jugendlichen Bayreuther-Johanngeorgenstadt, der zwei Sprünge von 39 und 40 Meter durchstand.

Der Erfolg der Springer ging weit über das zu Erwartende hinaus, und ganz besonderer Dank gebührt dem Wintersportverein Johanngeorgenstadt, der keine Mühe und Kosten scheute, die Veranstaltung, die weit über Sachsens Grenzen hinaus Kunde von der Bedeutung des Wintersports in Sachsen bringt, großzügig auszugestalten. Die einzelnen Sprünge und ganz besonders die des neuen Rekordmannes Ruud, wurden von den 3000 Zuschauern mit größtem Beifall aufgenommen. Wie die sportlichen Veranstaltungen an der



An der Hans-Heinz-Schanze bei Johanngeorgenstadt.

Schanze, so verlief auch sonst die gesamte Johanngeorgenstädter Veranstaltung ausgezeichnet und zeigte eine vorbildliche fleißige und umsichtige Vorbereitung. Auch die Quartierfrage war recht gut gelöst, was ja bei derartigen Veranstaltungen von großer Bedeutung ist. Da auch sonst die Schneeverhältnisse auf dem Gebirgskamm günstige waren (am Auersberg, nach Platten zu und hin zum Fichtelberg), so wurden noch Fahrten in diese Gebiete unternommen, wo ebenfalls überall starker Sportbetrieb herrschte; und das besonders auch in Oberwiesenthal, dem Dorado der Wintersportler. Von einem Teilnehmer solcher Fahrten wurde uns berichtet, daß man erstaunt war darüber, welche brauchbare Schneeverhältnisse im Gegensatz zu anderen Gebirgstrichen auf dem Kamm des Erzgebirges angetroffen wurden. Begeistert spricht sich der betr. Sportler auch über die Winterschönheit der Gegenden aus, die er durchfahren hat. Überall reizten ihn das für das Erzgebirge so typische, reich abwechselnde Bild des Mittelgebirges und der Waldreichtum der von ihm durchlaufenen Kammscheiden. Auch die Gaststätten unseres Gebirges fanden die ungeteilte Zuneigung nicht nur unseres Gewährsmannes, sondern auch seiner Begleitung.

Auf Skiern rund um den Preßnitzer Spitzberg.

Von W. Ludewig, Annaberg.

Es war an einem der Sonnentage des vorigen Winters, als wir in Hammer-Untersiebenbrunn den Zug verließen zu besinnlicher Fahrt durch die weiße Einsamkeit des Kammforstes, der sich rings um den Preßnitzer Spitzberg dehnt. Zartröte Wölkchen schwammen am lichtgrünen und bläulichen Winterhimmel über schneegeglänzten Tälern und reißschimmernden Bergen. Eifrig drang die Morgenluft durch Windjacke und Wollzeug, leise sang und knirschte der Schnee unter den Hölzern, als wir räumigen Schrittes die Straße durch Schlössel hinauf der Höhe zustrebten, die Röhla- und Schwarzwassertal voneinander scheidet.

Ungehemmt fliegt der Blick über den verschneiten Wald, den die Sonne mit rotgoldenem Licht überflutet. Breit und mächtig wölbt sich im Südwesten das stolze Zwillingsspaar des Fichtels- und Keilberges gegen den strahlend blauen Himmel empor. Als weiße Märchenschlößer leuchten die bereiften Berghäuser weit hinaus ins Land. Wie von verborgener Höhe umlodert, glühen die Hänge in zartem Purpur, dem Widerschein sieghaften Lichtes. Rings funkelt der Schnee in farbigem Feuer, gleich als ob über-volle Hände sprühendes Edelgestein über das Weiß verstreuten. In flacher Mulde dehnen sich die Häuserzeilen von Schmiedeberg längs des Baches, klettern die Hänge empor und verschwinden fast hinter gewaltigen Schneewehen.

Mit raschem Schwung gleiten wir durch zischenden, stiebenden Pulverschnee den sanft geböschten Hang hinab und steigen in weiter Schleife die jenseitige Talflanke empor. Noch ein Blick zurück, dann tauchen wir unter in das feierliche Schweigen des Winterwaldes, der sich als silberner Dom über uns wölbt. Golden spielt das Sonnenlicht um braunrote, reißschimmernde Stämme, die sich trotzig aufrecken, und zwischen denen wir querfeldein dahinspuren. Grauviolette Schatten huschen über die gleißende Schneedecke, deren weicher Flaum alle Unebenheiten ausgleicht. Schwer neigen sich die Äste unter der froststarrten Last des Anraums. Bald hier, bald dort löst sich eine Schneewucht unter den Strahlen der Sonne, fällt mit dumpfem Laut zu Boden und zieht einen feinen, sprühenden Schleier funkelnden Staubes hinter sich drein. Ein schmaler Bach rinnt glucksend zwischen steilen Ufern dahin. Leise klirren Eischollen, werden vom blinkenden Wasser über den braunen Grund gerissen und unter reißüberzuckerten Sträuchern an Land getrieben. Das leise Singen der weißen Decke unter den Skiern, das silberne Klingen der Eischollen, das verstohlene Riefeln des fallenden Schnees: die einzigen Laute in der feierlichen Stille, die durch den silberschimmernden Märchenwald schreitet und ringsum alles in ihren Bann zwingt.

Unvermittelt steigt die kahle Kuppe des Kupferhübels vor uns auf, von dem die schlichte Kapelle im Schmuck des Raufreifs wie eine Märchenburg weit ins Land hinaus glänzt. Rasch ist die Höhe gewonnen, auf der uns der Wintersonnentag mit all seinem Zauber umfängt. Zwei Farben nur sind es, mit denen der gestrenge Herr des Gebirges Wunder wirkt: Weiß und Blau. Weiß schimmert der Kranz der Wälder, gleißern die blankgelegten Hänge und ragenden Berge ringsum. Blau wölbt sich die reine, hohe Kuppel des Himmels über das verschneite Land, über das blendendes Mittagslicht dahinflutet und scharfe blaugraue Schatten wirft. Und doch wie reizvoll und mannigfaltig gestaltet sich dieses Spiel von Licht und Schatten, dieser Uebergang wechselnder Töne. Im weiten Bogen umziehen die glitzernden, goldüberhauchten Wogen der Wälder vom Keil- und Fichtelberg im Westen bis zum Spitz- und Haßberg im Osten den Horizont und stehen als geschlossene Mauer gegen den seidenblauen Himmel. Gegen Süden zu überschauen wir die Regel und Rippen des böhmischen Mittelgebirges, ein vielgipfliges Meer, das weithin den Gesichtskreis beherrscht. Nach Südosten zu fliegt der Blick durch die enge Furche des Egertals über die Türme von Raaden hinaus bis ins Saazer Land, durch das sich als schwarzer Graben der Flußlauf windet. Gerade unter uns drängen sich die Häuser von Kupferberg zusammen, die wie eine verschüchterte Herde Wind und Wetter preisgegeben sind. Mächtige Schneewehen

türmen sich bis unter die Dächer, von denen glitzernde Eiszapfen herniederhängen. Schillernde Reifpanzer, an denen sich die Sonne in buntem Farbenspiel bricht, umkleiden die Kanten und Ecken, formen die windschiefen Bäume und Sträucher des Marktplatzes um zu grotesken Gestalten. Strahlend kost das Mittagslicht um die kalte Pracht und erweckt sie zu farbigem Leben.

Nach ausgiebiger Rast in dem gemütlichen Unterkunfts-haus gleiten wir in fliegender Fahrt durch den hochauflie-benden Pulverschnee dem einsamen Waldweiler Orpus entgegen, dessen niedrige Hütten über eine Waldblöße verstreut sind. Scheu lauern die ärmlichen Häuser unter mächtigen Fichten, suchen unter ragenden Bäumen Schirm vor den Unbilden des Winters. Raum die Dächer lugen hinter den weißen Wällen hervor, die sich um die verwetterten Mauern häufen. Durch das Schweigen klingen hell die Stimmen jubelnder Kinder, die mit Schlitten und Skiern begeistert den Freuden des Winters huldigen. Allen voran klettert ein etwa vierjähriger Stöpsel gar vergnüg-lich und selbstbewußt an einer Halde herum, die er endlich nach vielen Stürzen erklettert hat. Eifrig schüttelnd entledigt er sich des Schnees, mit dem er von oben bis unten bedeckt ist, wischt sich den Schweiß aus dem glühenden Gesicht, bezieht sich die Belegenheit eingehend und rutscht den Hang — auf dem Hosen-boden hinab.

Wieder nimmt uns die weiße Waldeinsamkeit auf. Aus Fichten, Schnee und Raufreif hat der Winter eine Welt phan-tastischer Märchengestalten und dräuender Ungeheuer gebildet. Gebeugt von der eisigen Last, neigen sich die Bäume wie Tor-bogen über den schmalen Steig, dem wir folgen. Immer neue reizvolle Formen, von denen auch nicht eine der anderen gleicht, fesseln das Auge. In wechselndem Spiel der Lichter und Schatten leuchten sie auf mit schimmerndem, sprühendem Glanz, erstarren in blauer Dämmerung. Doch so sehr uns dieser Rausch von Form und Farbe auch bannet, die gebrochenen Äste und Wipfel, die gestürzten Stämme mit zersplitterten Bruchflächen, sie führen uns eindringlich die andere, weniger romantische und erfreuliche Seite des Bergwinters vor Augen und erzählen von den Opfern, mit denen Jahr für Jahr Sturm und Schnee, Forst und Reif den Kammforst zehnten.

Burpurrote und brandgelbe Fackeln lodern am Himmel auf, über sein strahlendes Blau huschen die türkisfarbenen und lichtgrünen Lichter des sterbenden Wintersonnentages. Länger und weicher fallen die Schatten, mehr und mehr verschwimmen die Umrisse. Leise senkt sich die Dämmerung auf den Märchen-wald herab, dessen Glitzerglanz erlischt und fahlem Weiß weicht. Rauschend weht der Abendwind durch die froststarrten Wipfel; leise ächzend und knarrend schwanken die bereiften Stämme unter seinem eisigen Hauch. Immer dunkler wird es ringsum-her; auf weichen Sohlen schleicht die Winternacht durch den weißen, weiten Wald. Einzelne Sterne flammen auf und blinzeln verstohlen durch schmale Lücken zwischen den Bäumen. Der Mond steigt empor und übergießt das Land mit kaltem Licht, das durch die Wipfel tropft und dürftig den engen Holz-pfad erhellt. Schwarz und verwaschen fallen Schatten über den Weg, dem wir zwischen fahlen Mauern Schritt für Schritt und Stunde um Stunde folgen.

Endlich schimmert es heller durch die Stämme. Wir treten hinaus auf den freien Hang, unter dem sich das Häuser-gewimmel von Weipert und Bärenstein breitet. Grellweiße Lichtsäulen dringen durch die Nacht, suchen den Mondschein zu überschreien. Wie Perlenschnüre klettern die Häuserreihen mit gelbblinkenden Fenstern die Talflanken auf und ab und grüßen durch das Dunkel. Trotzig türmt sich jenseits der Senke der fahlweiße Klotz des Bärensteins gegen den schwarzen Himmel auf und ragt als treuer Wächter über den Häusern zu seinen Füßen. Hoch wölbt sich über die kleine Welt mit ihren Sorgen, mit ihrer Freude und ihrem Leid die eisklare Kugel der Winternacht — unbewegt und kalt, unnahbar fern im Glanz ihrer Sterne, im Silberlicht des Mondes.

Moosch'n Feierohnd



De schiene Bescherung.

Dos liebe Weihnachten war nu wieder emol do. Dr Huf-Vieb-Arnst un sei Fraa, wos de Arnstine war, hatten sich schie lang auf dare Weihnachten gefreid. Se hatten kahne Rinner un sucheten sich immer gegenseitig äh Grad ze machen. Dr Arnst hatt' de Pyremid schie fartig, de Lichter aufgesteckt, de Arnstine tat immer noch in ihrer Stub rimpfugen, denn die funnts nett sauber genug frieng. Neie Vorhäng hatt' se aufgemacht, kurz un gut, es sog in dare Stub alles wie gelacht.

Dr heilige Ohnd ging nu nacht schie vorüber und dr Arnst saht: „Wähte Arnstine, mr ginne heit ohnd nacht bal' zu Bett, doß mr morgn frieh nacht bal' munter sei. Denn nisch is mr lieber, als wie die schiene Christnacht.“

De Arnstine machet sich ah nisch draus, denn bescher'n taten se erscht ne Christtogg frieh noch dr Metten. Denn dann neimodischen Kram, wie dos de Zeit ihe macheten, schie ne heiling Ohnd dos ganze bissel Zeig enanner gab'n, dos gob's bänn Arnst un seiner Fraa nett, denn die war'n dos von ihr'n jeeling Leiten har gewohnt un nisch annersch gob's nett. Denn dos wär überhaupt kah Weihnachten meh' gewesen. Se macheten sich nun ze Bett um früh munter ze sei.

Im dreie früh tat's is erschte Mol läuten, denn im fimfe ginge de Metten lus. Dr Arnst dos Läuten harn un außen Bett raus sei, war ans, denn die schiene Christnacht wollt'r nett verschlofen. De Arnstine schlief noch, denn die war noch tüchtig müd von dann Räume an de vorhargehende Tog. Dr Arnst machet sich in de Stub nei un machet Feier in Usen, denn 's war damisch kalt. Er stoppet änn grußen Wisch Papier, äh feiwing Reifig nei un dos luderet zu dann Rohr naus, mr dacht is heilet dr Wind nacht.

Off amol warsch alle, is fing ah ze qualme. „Ranu“, dacht dr Arnst, „wos is dä do passiert, dos kah doch nett mit richtig Dinge zugiehe“. 'r stoppet noch änn tüchtig Wisch Reifig nei. Aber es half ab'n nisch, desto meh' qualmet dos Ugelicksluder. Nu riß nār mei Arnst fir de Fenster auf, denn 'r konnt doch gar kām Oden meh' huls. 'r riß is Feier aus'n Usen raus, aber dr Qualm wur immer meh'.

Nu blieb ne Arnst nisch watter übrig, 'r mußt nu dos Usenrohr rausnamme. 'r machet naus off'n Huf un wollt durch dann Rohr durchgucken, aber 'r konnt nisch sahe. Nu' nahm 'r ne Auspendzer un schließ dos Rohr durch. Un wos warsch? Dar Wisch Papier war im Usenrohr aufgefah'n un hat sich beim Knie festgesetzt, do konnt ab'n kah Raach meh' naus. Nu bauet mei Arnst dann Usen wieder 'zamm un dar brannet wie äh Davidl.

Aber nu hätt' ihr missen emol die Stub agucken. Inu du grußmachtigs Ugelick du! Dos sog aus, wie in ähner Räckerlammer. Alles kuhlschwarz. Dr Ruß war in dr ganzen Stub ringeflogen, dos sog aus als wenn's geschneit hätt'. Dos haast, nett ebber Schnee, naa, Ruß.

Nu war ah mittlerweile de Zeit ragerückt, wu's in de Metten giehe sollt. De Arnstine war nu ah wach wor'n un machet sich aus dann Bett raus, denn se wollt de Metten nett verschlofen. Wie se zur Schtub neitrot, wär se bal' rückwärts wieder nausgefallen, esu war se erschrocken. Dr Arnst stand dorten wie äh Kuhlrat su schwarz. De ganze Stub sog aus, als wenn se zu ähner Trauerfeier wär ausstaffiert wor'n. Nu ging aber äh Watter lus. An Arnst war kah gufer Foden meh'. De Arnstine konnt aber wattern, wie se wollt, is wur' nett annersch. Se mußt ab'n wieder dos ganze Zeig rahne-

machen. Aus dann Rettengiehe wur' nu nisch draus, denn se hatten nu mitenanner ze tue, daß se dos Zeig wieder rahne-macheten. De Arnstine saht bluß noch: „Dos is mr ja ähne schiene Bescherung.“

Wie se fartig war'n, saht dr Arnst: „Wähte, Alte, wenn wieder emol Weihnachten is, do bescher'n mir ah ne heiling Ohnd, denn ne Christtoggfrieh do ward de Bescherung ze gruß.“

Dr Alte von dr Schindelgass'.

De Aeppelfraa.

Mel.: Hänschen klein.

Nachdruck verboten.

Als'ch noch kkaa, kam eisgraa
zu uns oft 'ne Aeppelfraa¹⁾;
die kunnt kloong un nacht ploong
an ihr'n Aeppelwoong. —
Lang hielt se, dann fuhr'sche fort,
un nu war ihr letztes Wort:
„Ja: Hinterdrei', merkt's eich sei,
kimmt d'r Aeppelbrei!“

Oft in Laam²⁾ muß mer ahm
dar Aeppelfraa schu ganz racht gaam:
Laabt mer früh — hot sei Ruh',
kimmt oft 's Bach derzu.
Erscht ward g'junge un gelacht,
nochert — 's ganze Bald verkracht!
„Ja: Hinterdrei', fliegste nei,
wie in Aeppelbrei!“

Fällt in Schuuf³⁾ 's grüße Luus,
waard gelabbt off „gruß'n Fuß“.
Mer kaast e Haus, fährt oft aus
un — nu fängt's „Versteigern“ aa!
Doch bald is dar Zimmt vertaa⁴⁾,
un — nu fängt's „Versteiern“ aa!
„Ja: Hinterdrei', anfangs Mai
kimmt dar Aeppelbrei!“

In dr Bah⁵⁾ — wenn mer'sch kaa' —
rückt mer in de Ecke nah.
Is gegückt — ganz geschickt
ward ewink „genickt“.
's kimmt e garfei schiener Traam,
doch 's Aussteing verschleest mer ahm!
„Ja: Hinterdrei' — siht mer sei,
wie aus Aeppelbrei!“

Hot's geschneit, sei de Zeit
off's Kutschieren, wie net geseit;
Gelächter schallt durch ne Wald,
Kneip'le ruf'n „Halt!“ —
Hammzu, in stockfinst'rer Nacht,
is dar Schliet'n „zamm-gekracht“!
„Ja: Hinterdrei' — lieng se sei,
wie in Aeppelbrei!“

Mit Gewärg, wie zur Räch',
gieht's in Sommer ins Gebärg'.
Sunnesei' — ei, juchhei —
guckt zum Fenster rei.
Doch bald zieht's Gewitter rauf,
's Keenge⁶⁾ härt gar nimmer auf!
„Ja: Hinterdrei', do wääng se ein,
wie e Aeppelbrei!“

¹⁾ eine Apfelsfrau; ²⁾ im Leben; ³⁾ in den Schoß; ⁴⁾ vertan;
⁵⁾ Eisenbahn; ⁶⁾ Regenwetter.

Flachsbaum im böhmischen Erzgebirge.

Von Schulleiter Hermann Augustin, Tschochl (P. Kríma).

Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß schon unsere germanischen Vorfahren, die Markomannen, die auch einst in Böhmen lebten, den Boden mit Hafer, Gerste, Roggen und Flachs bebauten.

Schon damals spannen die Frauen aus Flachs Leinwand und waren mit selbstgewebten Leinengewändern bekleidet. Der Flachs wurde also seit den frühesten Zeiten in erster Linie im Haushalt verwendet. Gar manches Großmütterchen oder Großväterchen wird uns noch vom Spinnrad erzählen können. Heute hat die Verwertung im Bauernhaushalt gänzlich aufgehört. Der Flachsbaum aber, der sich nur im Gebirge findet, hat bei uns im Erzgebirge, namentlich um die Jahrhundertwende, bedeutend an Ausdehnung gewonnen.

Noch vor vielleicht einem halben Jahrhundert wurde viel weniger Lein angebaut, als in den folgenden Jahren.

Auf dem 700 bis 800 Meter hohem Plateau zwischen Preßnitz—Sonnenberg—Sebastianberg—Wisset—Krima—Platten gegen Katharinaberg wurde früher der Flachsbaum in der althergebrachten Weise betrieben. Man mußte den Flachs oft bis in den Spätherbst auf den Feldern liegen lassen, um ihn so durch Tauröste für die weitere Verarbeitung vorzubereiten. Die Tauröste auf dem Kamme des Erzgebirges gab aber in den seltensten Fällen ein gutes Produkt. Der Erfolg war immer von der launigen Herbstwitterung abhängig. War es zu trocken, wurde die Ware rot und spröde, war es zu feucht, wurde sie zu wergig, oder, wie es im Volksmunde hieß, der Flachs war „angefault“. Manchmal kam es sogar vor, daß er überhaupt auf dem Felde liegen bleiben mußte, weil plötzlicher Schneefall dem Röstprozeß ein jähes, unglückliches Ende bereitete.

Dieser Umstand bewirkte, daß weniger Lein angebaut wurde. Manche Bauern hatten den Anbau überhaupt aufgegeben.

Da wurde die Warmwasserröste in Marienberg in Sachsen bekannt. Die Bauern erfuhren, daß man an diese Anstalt sogar den Rohstengelflachs liefern könne. Das veranlaßte nun viele, den Flachsbaum wieder oder in noch größerem Maße zu betreiben, und so nahm er auch im böhmischen Erzgebirge wieder einen Aufschwung.

Einige Jahre hindurch fuhren nun die deutschen Erzgebirgsbauern aus Böhmen nach Sachsen und verkauften dort ihre Ware. In ganz Oesterreich gab es damals noch keine derartige Anstalt.

Im Jahre 1894 entschlossen sich einige Landwirte aus der Umgebung von Krima, eine Flachsbaugenossenschaft mit dem Sitz in Krima zu gründen und die Errichtung einer eigenen Flachsberichtsanstalt (Warmwasserröste mit Schwingerei) in Krima in Angriff zu nehmen. Tatsächlich entstand zwar unter großen Schwierigkeiten in kurzer Zeit eine Anstalt, die als genossenschaftliches Unternehmen die erste in ihrer Art im ganzen damaligen Oesterreich war. Seit dem 13. April 1897 führt die Genossenschaft den Namen „Flachsbaugenossenschaft für das Erzgebirge“, r. G. m. b. H.

Mit der Errichtung dieser Anstalt hat natürlich der Flachsbaum im böhmischen Erzgebirge neuerdings einen großen Aufschwung genommen und ist seit dieser Zeit bis zum Jahre 1926 auch immer auf einer gewissen Höhe geblieben.

Seit ungefähr 3—4 Jahren aber ist infolge der zollfreien Einfuhr des Flachs aus anderen Ländern wieder ein beträchtlicher Rückgang der Flachswirtschaft zu verzeichnen.



Rom feiert Hochzeit.

Rom, das „ewige“, stand Kopf. Jubel und Trubel erfüllten die Straßen, wie sie die alte Stadt kaum gesehen hatte. Im Triumphzuge wurde die Braut des Kronprinzen, Prinzessin Maria José von Belgien, mit ihren Angehörigen vom Bahnhof in die Stadt geleitet, und nun überschwemmte eine Fülle von Galaempfangen, Festlichkeiten und Illuminationen die Stadt, bis am Freitag die siebentägige Hochzeitsfeier mit einer Festvorstellung in der Oper ausklang. Unsere Bilder: Oben: Das Brautpaar nimmt mit seinen Angehörigen auf dem Balkon des königlichen Palais die Huldigung der römischen Bevölkerung entgegen. Von links nach rechts: Königin Helene von Italien, König Albert von Belgien, die Braut Prinzessin Maria José, Kronprinz Humbert, der Bräutigam, Königin Elisabeth von Belgien und König Victor Emanuel von Italien. Unten: Die Triumphfahrt des Brautpaares durch die Straßen der Stadt. Im Wagen, dem Beschauer zugekehrt, das Brautpaar, dem Beschauer abgekehrt, das belgische Kronprinzenpaar.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 3. — Sonntag, den 12. Januar 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 242.

Zwischen Donau und Bodensee (Das Land der tausend Moränenhügel, Der Seen und Moore, der reichen Barockbauten.) Der Dichter Wieland als Stadtschreiber in Biberach

Zwischen Donau und Bodensee / Von Hans Reyhing

In das Kartenbild Deutschlands zeichnet die Donau eine eigene Linie. Während alle deutschen Ströme dem Norden zufließen, fließt sie von Westen nach Osten, eine Traufrinne für die Wasser der Alpen. Gewaltig erhebt sich ihr Wall an der Südgrenze Deutschlands und lockt aller Augen auf sich. So liegt gewissermaßen das Land zwischen den Alpen und der Donau im Schatten, und die Menschen durchleben es nur in der Sehnsucht nach den Bergen. Es lohnt aber die Mühe reich, hier Atem zu holen und das Land sich zu ansehen. Einmal den Landstrich zwischen Donau und Bodensee, ein Stück des Alpenvorlandes, zugleich ein Stück schwäbischen Bodens, das man im Gegensatz zum schwäbischen Neckarland, dem schwäbischen „Unterland“, gemeinhin „Ober schwaben“ nennt, ein Name, der es beanspruchen kann, daß man ihn in Deutschland hört und kennt.

Bei aller Mannigfaltigkeit und Unterhaltbarkeit unserer deutschen Mittelgebirgslandschaften ist eine starke Verwandtschaft der meisten untereinander nicht zu verkennen. Dieses Oberschwaben läuft in der zünftigen Erdkunde als Hochebene, ist aber ein Stück Erde, das es in Deutschland nur einmal gibt, so wenig man im weiten Reich draußen auch davon weiß. Den Stempel des Besonderen haben ihm und dem ganzen Alpenvorland die aus den Alpen vorgedrungenen Gletscher in längst vergangenen Zeiten, den sogenannten Eiszeiten, aufgedrückt, in denen wohl auch norddeutsche Berg- und Seenlandschaften, z. B. in Holstein und Mecklenburg, durch die Vergleisung von Norden her in ähnlicher Weise ihren Ausdruck erhielten. Aber ein so geschlossenes Bild auf verhältnismäßig ge-

ringem Raum in so unmittelbarem Zusammenhang mit dem Heimatgebiet jener Gletscher bildet nur das Alpenvorland, also auch unser Oberschwaben.

Gewaltige Vorgänge waren es, die den Boden und das Antlitz Oberschwabens schufen. Eis und Schnee füllten alle Täler und alle Rinnen des Gebirges. Eiskappen wuchsen über alle Bergköpfe. Die Gletscher quollen breit aus den Alpentälern ins Vorland hinaus.

Zu einer ungeheuren Gletscherzunge zusammengefloßen drang die Vereisung bis ungefähr zur Donau. Alles pflanzliche Leben wurde vernichtet. Die Menschen und die Tiere zogen sich vor dem kalten Tod zurück.

Milderes Klima trieb den Gletscher wieder zurück. Aber noch einmal, oder vielleicht noch einmal stieß er vor, bis ihm endgültig die kalten Franken abschmolzen und er sich in die innersten und höchsten Täler der Alpen zurückziehen mußte. Lebendiges Grün pflanzte ihm zum Hohn bis auf hohe Berge hinauf seine Siegeszeichen, und das Leben feierte seine buntsfarbigen Triumphe auf dem ober schwäbischen Boden, den der Gletscher geschaffen. Ungeheure Massen Schutt und Gerölle hatte er aus den Bergen mitgebracht und dem Alpenvorland aufgeschüttet. In sie hinein zeichneten sich die Flußläufe. Auf ihnen entstanden Felder und Wälder mit Gras und Kraut, Busch und Baum; auch die Fegföhre oder Lärche darunter, sonst das ausgesprochene Kind der Alpen, dessen Samen die Gletscher mitgebracht hatten, ist heute noch in den Kiefern heimisch. Moränen nennt man diese von den Alpen heruntergetragenen Massen, die sich den Alpen zu immer vielfältiger in lustigen Hügeln



Wolfegg, einer der zahlreichen Herrensitze in Oberschwaben, die neben den großartigen Barock-Klosterbauten Wahrzeichen Oberschwabens sind. Heiner Baumgärtner

aufbauen, und wer einmal ein hohes Fest der Wanderfreude feiern will, steige auf die Waldburg bei Ravensburg und lasse seine Blicke auf dieser oberschwäbischen Landschaft, diesem Land der tausendfältigen Moränenhügel, weiden. Im Süden leuchtet der blanke Spiegel des Bodensees auf, dahinter ragen die Berge der Alpen. Der Donau zu verlieren sich die Hügel und lassen weitgedehnten Feldern Raum, auf denen Korn und Weizen reifen; aber dem Gebirge zu, wo sie ja an Größe und Zahl zunehmen, ist das Gebiet des Wald- und Wiesenlandes. Von allen Hängen der Moränenhügel gleiten die grünen Matten, während die Hügelköpfe dunkle Tannenkronen tragen.

Zwischen den Hügeln eingebettet liegen die menschlichen Siedlungen, Dörfer, vielfach Weiler und Einzelgehöfte, liegen da und dort auch Seen, die letzten Reste der geschmolzenen Gletscher, düster blickend an dunklen Regentagen, hell aufblitzend, wenn die Sonne am Himmel steht. Stille Wasser sind es, die in den Armen der grünen Hügel träumen.

Wie beglückt es denjenigen, der ihren verschwiegene Atem belauscht und das geheimnisvolle Leben ihrer Pflanzen- und Tierwelt kennt! Der den Traum zu deuten weiß, den die halbzugefallenen Wimpern der vordringenden Ufergewächse gefangen halten, den Traum von großen vergangenen Zeiten, da neue Welten geboren wurden und der Gletscher diese tausendhügelige, bunte Mannigfaltigkeit als lebendige Grundlage des oberschwäbischen Landes aus der unerreichbaren Höhe der toten Almen weit heruntertrug! Als lebendiges, prangendes Zeugnis seiner Größe hat er diese lachenden Seen zurückgelassen, wie ein König im Märchen funkelnde Berlen zurückläßt, zum Spiel für kleine und große Kinder und zum Schmuck des armseligen Menschenlebens. Mehr waren ihrer und größer waren sie in vergangenen Jahrtausenden. Aber sie werden allmählich müde und die Wimpern ihrer Augen beginnen ihnen zusammenzuwachsen. Wieviele ihrer sind gestorben und zu Torfgründen vermoort! Aber auch so noch zeugen sie von dem Werden des oberschwäbischen Bodens, diesem Lande der Seen und Moore, in großen Kapiteln der größte ihrer, der weitberühmte Federsee.

Das oberschwäbische Land hat aber noch mehr zu erzählen als von tannbeschnittenen Moränenhügeln, Seen und Torfriedern, Ackerbreiten und Wiesenflächen und fetten Matten im grünen Allgäu. Wer liebt nicht die großen tiefatmenden dunklen Wälder, die unergründlichen Holzstöcke, die in dem verhältnismäßig spät und dünn besiedelten Lande übrig blieben? Wie vor allem den mächtigen Altdorfer Wald, der wie ein großer Riegel inmitten der Landschaft liegt. Hier atmet neben der Waldesruhe und Waldfeierstille leise der geheime Schauer der Räuberromantik, den der schwarze Veri und seine Bande vor 100 Jahren hineingebracht haben. Schon diese Wälder sind ein Zeugnis dafür, daß man Raum hat.

Wohl liegt am Tore ins Oberschwäbische das stattliche Ulm, wohl umschloß der Türmekranz von Ravensburg einst eine Reichsstadt von Bedeutung, die sich zu einer regen, modernen Stadt entwickelt hat, wohl legt auch Vöhringen, die Stadt, darin Wieland als Stadtschreiber gelebt und gewirkt hat, seine bedeutenden Trümmer aus alter und neuer Zeit aus, und Friedrichshafen ist als Hafenplatz am schwäbischen Meer bekannt und als Luftschiffstadt von überragender Bedeutung geworden. Wohl haben sich alle alten Stadtkerne neue Ringe oder neue Flügel mit leuchtenden Ziegeldächern zugelegt, wohl regt sich allenthalben das Gewerbe, rauchen da und dort Fabrikchornsteine — aber Oberschwaben ist das Land der kleinen stillen Städte, deren Lebensatem und Lebensmaß von seltsamem Reize ist, und es ist kein schlechter Schwank, wenn man sich erzählt, daß der Bürgermeister der ehemals freien Reichsstadt Buchau barfuß auf den Reichstag gen Worms gewandert sei, wo ihm die spanische Wache den Zutritt zu der erlauchten

Versammlung der deutschen Fürsten, Prälaten und noblen Bürgermeister größerer Reichsstädte verweigern wollte. Aber er hat unerschrocken dargetan, daß er „einer des hl. römischen Reiches deutscher Nation freien Stadt Buchau wohlbestellter Bürgermeister sei.“

Neben großen und stattlichen Dörfern, namentlich südlich der Donau, finden wir die vielen kleinen Weiler und die unzähligen Einödhöfe, und es sind köstliche Bilder, wenn man ihre weißen Giebel aus allen Waldecken aufleuchten sieht, als wollten sie nachbarschaftlich einander grüßen.

Zum Grube von Dorf zu Dorf recken sich da und dort stattliche Kirchtürme, vielfach in den reichen, lebendigen Barockformen Oberschwabens.

Ja, die Barockformen! Ist einmal dieser Name genannt, so geht ein Lächeln der Anmut und Lebensfreude über ganz Oberschwaben. Es ist gerade so, als hätte das weite oberschwäbische Land und der oberschwäbische Himmel, an dem die großen weißen Wolken dahin segeln wie Schiffe der Seligkeit, als hätte der Dank für den Segen der reichen Kornfelder in einer Bau- und Schmuckfreudigkeit ohnegleichen seinen Ausdruck gefunden und sich ausgelebt, vor allem in den Bauten, die Denkmale und Mittelpunkt des inneren Lebens sein sollen, in Kirchen und Klosterbauten, und so sehen wir neben Kirchen und Kapellen der Bauerndörfer und der Städte jene baukünstlerisch bedeutsamen Klosterbauten emporragen, die der Stolz der Oberschwaben und des ganzen schwäbischen Landes sind und in Weingärten ihren überragenden Höhepunkt haben wie ein letztes und Endgültiges. Ueber sie muß noch ein besonderes Wort gesagt werden.

Nirgends in Deutschland sind auf verhältnismäßig kleinem Raume so viele Barockkirchen zu finden.

Umso eindrucksvoller stehen diese Baudenkmale da, weil ja neben den Herrensigen, den verschiedenen Schlössern da und dort im oberschwäbischen Land (s. Bild Seite 1) und den wenigen Städten in dem ausgesprochenen Bauernland wenig Dinge ähnlicher Art mit ihnen um Bedeutung und Ansehen ringen und die ganze Liebe und Aufmerksamkeit ihnen bleibt.

Ja, das oberschwäbische Land ist ein Bauernland, ist ein weites, fruchtbares Bauernland, und dessen stärkster und bezeichnendster Ausdruck sind eben die unzähligen Einödhöfe, vielfach stolze Bauernherrensitze, entstanden durch Aufteilung der Dorf-

markung unter die einzelnen Bauern, so daß jeder seinen Grund und Boden an einem Stück bekam und vielfach auch Haus und Hof darauf baute, was für die Gestaltung des wirtschaftlichen und auch des Volkslebens von größtem Einfluß war, in einem Lande, wo die Vererbung des Hofbesitzes auf den Erstgeborenen altes Herkommen ist. Oberschwaben ist eine reiche Kornkammer. Doch je mehr wir gegen den Bodensee fahren, je zahlreicher werden die Obstbäume, und

Gut ist dr Seeweie' au,

Wenn i no hätt!

Eine Hochebene nennt die zünftige Erdkunde dieses oberschwäbische Land. Das mag man verstehen, wenn man der gewaltigen Gebirgswelt denkt, die sich im Süden erhebt und angesichts der sich alle Erhebungen ducken und Tal und Hügel ertrinken. Eine Hochebene also. Im ganzen, ja wohl! Und in unerreichbarer Höhe, wohin sich nur der Menschen große, kühne und unjagbare Träume schwingen, spannt sich der wunderjame, weite blaue Sommerhimmel, so weit und groß wie eben nur in Oberschwaben und so blau und tief, als wollte er alle Wunder und Geheimnisse ahnen lassen, die hinter ihm verborgen liegen, deren Ahnung gerade denen, die mit Liebe in diesem heiteren Lande weilen, in ganz besonderem Sinne überlassen und geschenkt zu sein scheint.



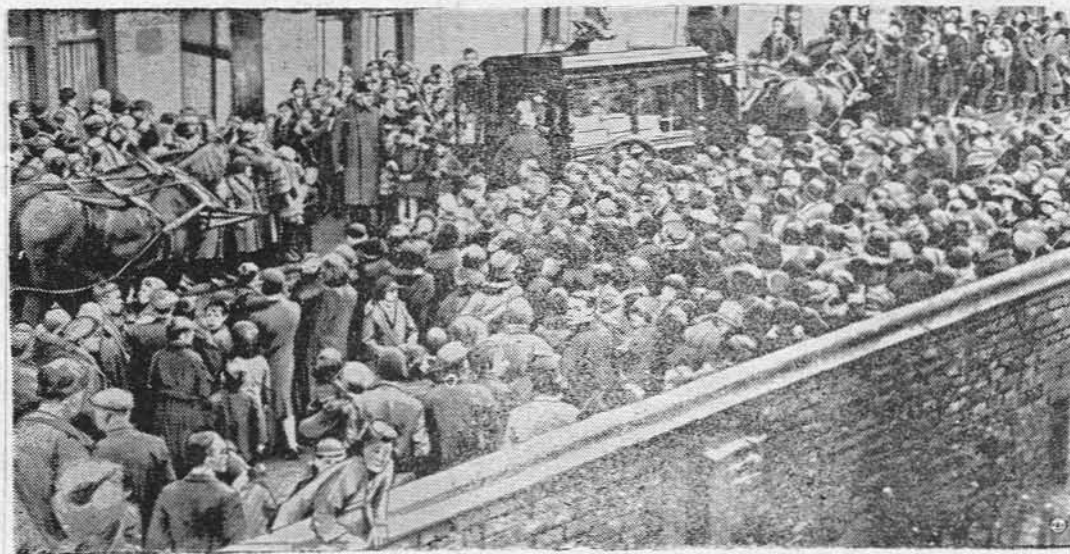
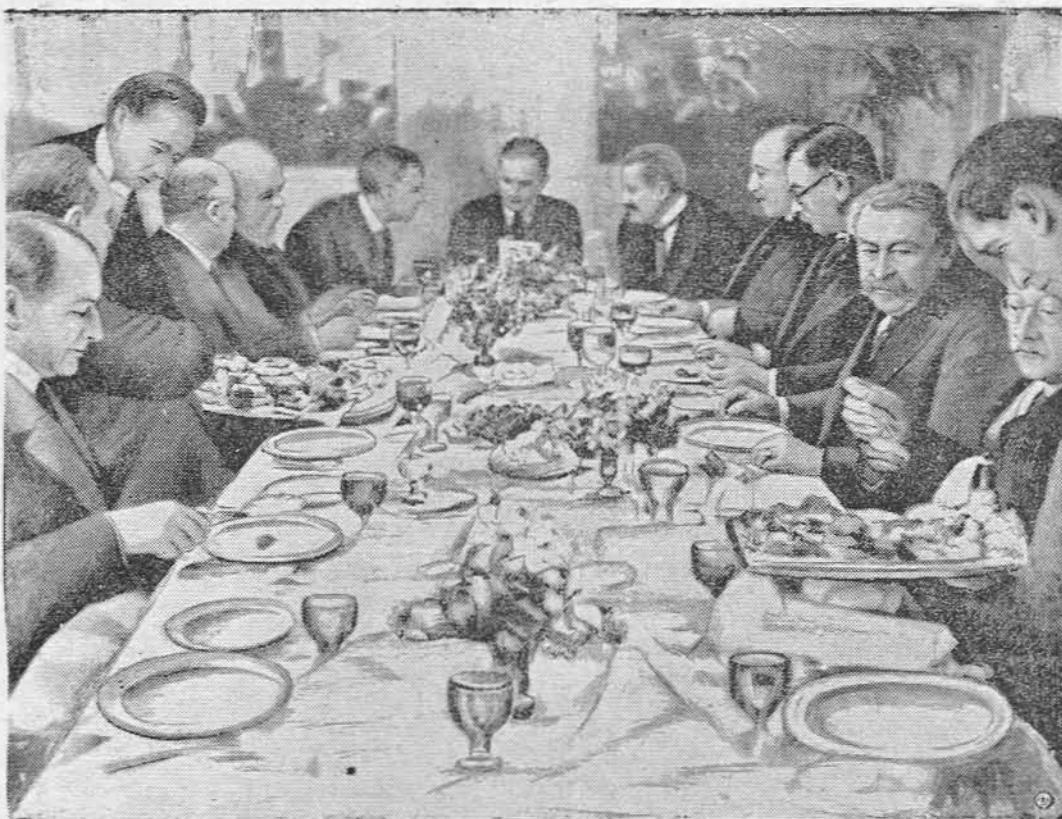
Blick vom Bussen auf die oberschwäbische Hochebene

Heiner Baumgärtner

Bilder aus aller Welt

Das deutsch-französische Frühstück im Haag.

Zu Ehren der deutschen Delegation gab Briand im Haag ein Frühstück, das die Abordnungen beider Länder zu einer erschöpfenden Aussprache vereinte. Auf der linken Tischseite, von links nach rechts: Außenminister Curtius, Ministerpräsident Tardieu und die beiden Finanzminister Moldenhauer und Chéron. Auf der rechten Tischseite, von rechts nach links: Reichswirtschaftsminister Schmidt, Außenminister Briand, Reichsminister Wirth und Staatssekretär Schubert.



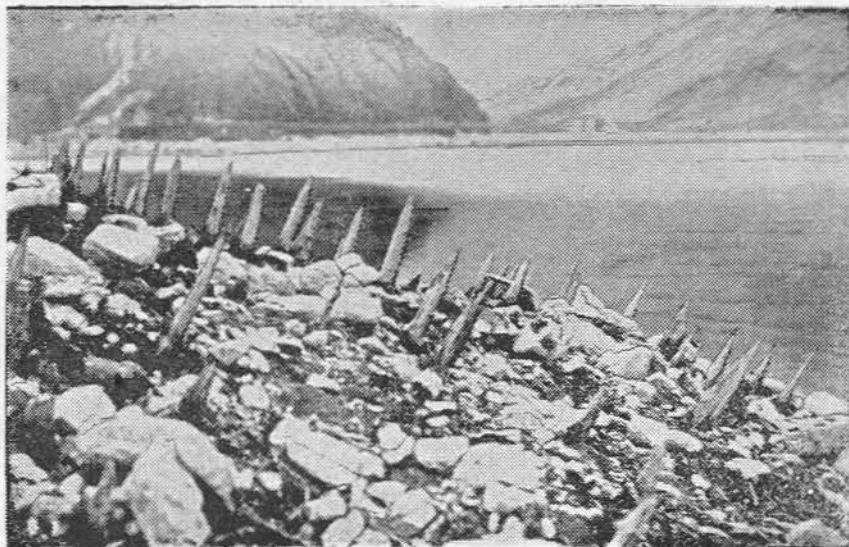
Der kleinen Kinobesucher letzte Fahrt.

In Paisley sind nunmehr die letzten Opfer der Kinobrandkatastrophe vom 31. Dezember auf öffentliche Kosten beerdigt worden. Im Krankenhaus befinden sich nur noch wenige Kinder, deren Zustand aber zu keinerlei Besorgnissen Anlaß gibt. Der für die Hinterbliebenen gesammelte Hilfsfonds hat nunmehr die Höhe von 80 000 Mark erreicht.



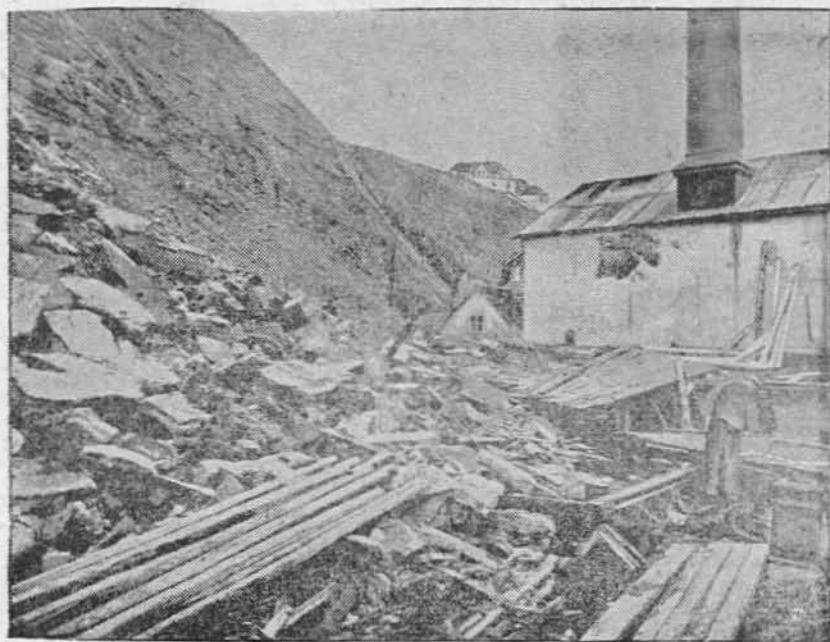
Neue Funde am Nemi-See.

Die Trockenlegung des Nemi-Sees hat neben den beiden Bruntschiffen des Caligula auch eine prähistorische Stadt zutage gefördert, die viele tausend Jahre unter dem Wasserspiegel begraben lag. Unser Bild zeigt die Ueberreste der Stadt an den Ufern des Sees.



Kampf mit gefälschten Millionen.

Der erste große Prozeß des neuen Jahres ist zugleich ein Prozeß von wichtiger politischer Bedeutung: die Verhandlung gegen die sogenannten Tschernwortzenfälscher, die vor einigen Tagen vor dem Großen Schöffengericht Berlin-Mitte begonnen hat. Angeklagt sind in diesem Prozeß u. a.: die Georgier Sabathieraschwili und Karumidse, „der ungekrönte König der Bergvölker Georgiens“, sowie der Münchener Buchdruckereibesitzer Schneider, und zwar wegen Münzverbrechens. Unser Bild zeigt den Angeklagten Karumidse (X) im Verhör.

**Helgoland dem Untergange geweiht?**

Die Sturmfluten, die unlängst die Nordseeküste heimsuchten, haben auf Helgoland erneut große Verwüstungen angerichtet. Das abbröckelnde Gestein zerstörte das Wasserbehälterhaus des Reichsfiskus und zwei kleinere Schuppen.

Kunst oder Sensation?

Im Verein Berliner Künstler wurde die angekündigte Ausstellung der Werke des italienischen Meisterfälschers Dossena eröffnet. Man erinnert sich noch des Skandals, der im Jahre 1928 in Rom ausbrach, als sich herausstellte, daß mehrere antike und mittelalterliche Kunstwerke Dossena zum Schöpfer hatten. Man sprach von Fälschungen, aber der Bildhauer wehrte die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen mit dem Hinweis ab, daß es gar nicht in seinem Sinn gelegen habe, Fälschungen zu begehen. Erst der Kunsthändler habe seinen Werken die Namen alter Meister gegeben. Allerdings bleibt unerfindlich, warum Dossena, wenn er sich doch nur in den Geist verrauschter Jahrhunderte setzen wollte, altes wurmstichiges Holz verwendete, den Marmor patinierte, Löcher hineinbohrte, Fingerspitzen abschlug und Gewänder und Gesichter mit künstlichen Rissen durchfurchte. Unnachahmlich ist, wie Dossena sich in die Kunst vergangener Jahrhunderte hineinfühlt, in andere gleichsam hineinkriecht. Die Beherrschung des Technischen ist vollkommen. Ob dies nun aber „Kunst“ ist, wenn man unter Kunst den persönlichen Ausdruck versteht, der zugleich der Ausdruck der Zeit ist, wird wohl doch dahingestellt bleiben müssen. Unser nebenstehendes Bild zeigt die Holzfigur einer Madonna im Stile des Simone Martini. Durch Dossena wurde der bisher nur als Maler bekannte Künstler zum Bildhauer! Auch hier künstliche Patina der Oberfläche, Beschädigungen durch Wurmfraß. Aber das 14. Jahrhundert ist erstaunlich nachgefühlt.

